

professor Joseph Engert, dessen Schrift »Wohin geht Amerika?« (Paderborn 1937, Schöningh, M 1.50) weniger durch die nur kurzen Beobachtungen an Ort und Stelle als durch Heranziehung mannigfaltiger Fachliteratur beachtenswerte Einblicke in die wirtschaftliche, wissenschaftliche und religiöse Krise der Vereinigten Staaten vermittelt, bekennt sich ebenfalls zu der Hoffnung, daß Amerika durch tiefere Erfassung der Religion zu ernsterer Metaphysik, zu stärkerem seelischem Halt und damit auch zu wirtschaftlicher Gefundung kommen werde.

## Bilder vom östlichen Christentum<sup>1</sup>

### Die heilige Einsiedelei am Pert=Osero

Von Alexandra Anzerowa.

**D**ie Bäuerin, bei der wir Milch kauften, wohnte jenseits des Flusses Dwina im Dorf Saostromje. Sie kam dreimal wöchentlich mit andern Milchfrauen zur Stadt, in schweren Fischerkähnen über den Fluß rudern.

Eines Tages fragte ich sie, ob sie in Saostromje gebürtig sei. »Nein«, antwortete sie, »ich bin von weit her. Meine Mutter war altgläubig, sie hat mit uns Kindern in der heiligen Einsiedelei am Pert=Osero gelebt. Als ich heiratete, mußte ich von dort wegziehen.«

Ich hatte niemals von dieser Einsiedelei gehört.

»Wo befindet sich diese Einsiedelei?« fragte ich. »Ist sie noch nicht von den Bolschewiken zerstört worden?«

Die Frau lachte. »Das ist nicht so leicht, denn sie liegt weit im Dickicht des Waldes. Nur ein schmaler Pfad führt hin durch tiefe Moore, der aber schwer zu finden ist. Da ist die Einsiedelei richtig vor der ganzen Welt verborgen. Die findet man nicht leicht! Kein Dorf liegt in der Nähe!«

Diese Worte machten auf mich einen tiefen Eindruck. Die heilige Einsiedelei der Altgläubigen am Pert=Osero zog mich unwiderstehlich an. Eigentlich war sie nicht so sehr weit von der Stadt Archangelsk entfernt, etwa 70–80 Kilometer seitwärts in einer sumpfigen, waldbedeckten Gegend, die sich auf viele hundert Kilometer bis zur Onega=Bucht des Weißen Meeres hinstreckte.

Ich erzählte meiner Schwester von der einsamen, so schwer zu erreichenden Einsiedelei und wir beschlossen, sie sobald wie möglich zu besuchen.

Schon nach wenigen Tagen fuhren wir ein paar Stunden mit dem Dampfer bis zu dem Dorfe, wo die Landstraße nach Onega anfängt. Hier wollten wir übernachten. Wir hatten nicht die leiseste Ahnung, wie man Pert=Osero erreicht.

Im Dorfe angelangt, war es nicht so einfach, eine Unterkunft für die Nacht zu bekommen. Wer aus der Stadt kommt, ist – nach der Meinung der Bauern – ein Kommunist, und als solcher ein unerwünschter Gast.

»Dürfen wir bei Ihnen übernachten?« klopfen wir schüchtern in einem Hause an.

<sup>1</sup> Vgl. Aprilheft S. 23 dieser Zeitschrift.



»Haben selber nichts zu fressen, womit sollen wir denn Fremde bewirten? Fragt in dem Dorfswjet nach, seid doch sicher selber Kommunisten!« – gab eine alte Bäuerin in dunklem Kopftuch, die am Ofen hantierte, unfreundlich zur Antwort.

»Ich habe solchen Durst, könnte ich nicht ein Glas kaltes Wasser bei Ihnen trinken?« begann ich aufs neue.

Schweigend reichte man mir das Gewünschte.

»Anna, geh die Kuh melken!« rief die alte Bäuerin einem jungen barfüßigen Mädchen zu.

»Anna?« wiederholte ich, – »wann feiern Sie Namenstag? Am 9. September oder 9. Dezember, oder vielleicht am 3. Februar?«

Staunende Augen betrachteten mich mißtrauisch. »Wie du das alles weißt!« – meinte endlich die Alte –, »darum kümmern sich die Städter doch heutzutage nicht mehr, um das Feiern der Heiligen.«

»Wann beginnt hier der Gottesdienst in der Kirche?« fragte ich weiter.

Neues Staunen folgte. Ein verlegenes Lächeln huschte über das Gesicht der Alten. Eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arm näherte sich uns neugierig.

»Wie hast du gesagt? Gottesdienst? Willst denn du zum Gottesdienst? Und dabei kommst du aus der Stadt?«

»Ja«, erwiderte ich, »ich bin ja eine Russin, eine rechtgläubige.«

Es entstand ein Schweigen. »Weißt du was«, sagte plötzlich die Alte, »Ihr könnt bei uns übernachten, wir werden noch Platz für euch finden. Dann zeigt euch das Mädcl morgen den Weg zur Kirche. Wir gehen halt selber hin. Kommt, trinkt den Tee mit uns! Der Samowar brodeln schon auf dem Tisch. Anna, hole die silbernen Löffel aus dem Versteck für den Besuch!«

Bald saßen wir alle zusammen gemütlich um den Samowar herum und tranken den fog. Tee – einfach abgekochte getrocknete feingeriebene Karotten – und aßen Schwarzbrot mit Salz dazu. Sonst hatten sie nichts zum Abendbrot.

Im Gespräch fragten wir unter anderem, ob nicht jemand den Weg nach der Einsiedelei am Pert-Osero wüßte. Nach dieser Frage herrschte einige Augenblicke Schweigen.

»So, dorthin wollt ihr also!« sagte die Alte. »Warum?«

»Wir haben soviel über die Frömmigkeit und die feierlichen Gottesdienste dort gehört und möchten es auch selber sehen.«

Die Alte seufzte. »Ich bin dort aufgewachsen. Es ist eine Einsiedelei, die die heiligen Väter aus dem Solowezki-Kloster, das auf der Insel im Weißen Meere liegt, gegründet haben.

Das war recht lange her. Uns pflegte mein Vater zu erzählen, es sei lange vor der Zeit Peters des Großen gewesen. Die Altgläubigen hatten sich damals von der Kirche getrennt. Sie wollten in die Wildnis fliehen und dort ihre Seelen durch ständiges Gebet und Fasten retten. Da suchten sie die dichtesten Wälder, die einsamsten Seen und Flüsse auf, um hier in aller Stille eine Zuflucht zu



finden. So wurde auch vor vielen hundert Jahren die Einsiedelei von Pert-Osero gegründet. Nur Altgläubige der Gemeinde der sog. »Ehelosen« haufen dort. Denn ein Teil der Altgläubigen, die Philipponen, haben keine Priester, sondern nur Laienpfarrer – das können auch Frauen und Mädchen sein. Da sie aber keine Priester haben, können sie auch keine Sakramente haben. So leben sie also ohne Abendmahl, ohne Trauung, ohne Beichte. Nur die Taufe, die ja jeder Laie verrichten kann, haben sie behalten. Nicht weil sie keine Sakramente anerkennen, sondern weil sie keine Priester haben, die sie ausüben könnten. Da die Ehe ein Sakrament ist, sie aber keine Priester zur Weihe der Ehe besitzen, – müssen sie eben ohne Ehe bleiben, wie sie auch ohne Abendmahl leben. Alle, die der Gemeinde der Ehelosen angehören, müssen ihre Reinheit bewahren, oder aus der Gemeinde austreten, in die sündige Welt gehen, – ‚sich verwelten‘, nennen wir es nur. Nur die Verwitweten werden wieder von ihrer Gemeinde aufgenommen. So bin ich auch ‚verweltet‘, habe geheiratet.« ... Sie seufzte.... »Vielleicht kehre ich aber doch noch vor meinem Tode in die heilige Einsiedelei zurück. ... Morgen nach der Kirche werde ich meinen Enkel mit euch schicken. Er soll ein Stückchen mit euch gehen und zeigen, wo der Weg seitwärts abbiegt. Er ist von Sträuchern ganz versteckt – wer es nicht weiß, geht sicher vorbei. Aber eins merkt euch – rauchen dürft ihr nicht, sonst werdet ihr weggejagt – sie nennen ja Tabak das ‚Antichristenkraut‘.«

Wir dankten der Alten und begaben uns zur Ruhe. Man hatte uns ein Lager auf weichem duftendem Heu auf dem Heuboden eingerichtet und mit Laken aus grobem ungebleichtem Leinen bedeckt.

Am nächsten Morgen besuchten wir die kleine Dorfkirche, wo ein junger Priester mit einer schönen wohlklingenden Stimme den Gottesdienst zelebrierte. Dann kehrten wir zu unserer alten Bäuerin zurück.

Sie nötigte uns noch Tee zu trinken, wollte uns unbedingt ein Stück Schwarzbrot aus ihrem kargen Vorrat auf den Weg mitgeben und weigerte sich, Geld von uns anzunehmen. »Es ist heutzutage selten, gläubige Christen zu sehen, von solchen kann ich keine Bezahlung annehmen. Gott helfe euch!«

Wir verabschiedeten uns von der lieben Alten. Ein kleiner, zerlumpter, barfußiger Junge lief uns voran.

Der Weg ging durch den Wald. Zu beiden Seiten standen Unmengen von Pilzen, überall sah man Frauen und Kinder mit vollen Körben schwer beladen ins Dorf zurückkehren. Plötzlich an einer Stelle, ziemlich weit vom Dorfe entfernt, die sich keineswegs von einer andern unterschied, machte der Junge vor einem Gestrüpp von Büschen halt. Er schob die Zweige auseinander. Ein schmaler Pfad schlängelte sich durch das grüne Dickicht.

»Diesen Pfad geht immer geradeaus. Dann kommt ihr an einen See; dort fängt das Moor an. Es ist sehr tief und man muß vorsichtig gehen. Macht man einen Fehltritt, ist man nicht zu retten. Das Moor zieht einen so gewaltig und so schnell hinunter, daß es unmöglich ist, jemanden herauszuholen. Nach ein



paar Minuten ist an der Stelle, wo ein Mensch versunken ist, alles wieder grün und glatt und nichts zu sehen.

Über das Moor führt ein aus einem einzigen Brett gelegter Steg. Das Brett ist feucht und glatt und man rutscht leicht aus. Diesen Steg muß man immer weiter gehen, bis man zu der Einsiedelei am Pert-Osero gelangt. Zuerst sieht man den Friedhof, dann ist es nicht mehr weit – kaum 1,5–2 Werst. Vom See aus bis zur Einsiedelei sind es aber wohl 15–18 Kilometer.«

Wir gaben dem Jungen ein Stück Zucker zur Belohnung, er steckte es in den Mund und lief laut lutschend ins Dorf zurück.

Achtzehn Kilometer über ein schmales Brett durch ein bodenloses Moor! Natürlich übertreibt der Junge, trösteten wir uns, – es ist ja unmöglich, 18 Kilometer über Sümpfe auf einem schmalen Brett zu balancieren! Aber bald fahen wir, daß es noch viel schlimmer war, als der Junge geschildert hatte.

Das Moor – hier »Tundra«, d. h. Eiswüste genannt – ist grundlos. Sobald man auf das glatte, beschimmelte Holzbrett trat, schwankte es, und die grüne, grasbedeckte Fläche rings herum erbebte mit einem seltsamen, nassen, gurgelnd-plätschernden Laut. Ab und zu sah man kleine Luftblasen an die Oberfläche des Moores steigen – »das Moor atmet«, heißt es hier. Gelbe durchsichtige Schellbeeren winkten zu beiden Seiten des Brettes, aber wir schauten nicht hin – so waren wir mit jedem unserer Schritte auf dem wankenden glatten Brette beschäftigt. An einer Stelle war ich fast ausgerutscht, machte aber im letzten Augenblick einen krampfhaften Sprung und gewann wieder das Gleichgewicht; aber noch lange lief mir der Angstschweiß kalt über den Rücken. Hier und da wuchsen schwächliche, kränkliche Zwergbirken. Alle zwei Kilometer ungefähr war eine kleine, etwa 30 Meter lange Anhöhe mit Tannen und Birken bewachsen, wo Preiselbeeren und Blaubeeren den Boden bedeckten und Pilze aller Arten in Unmengen standen, die jedoch kein Mensch sammelte. Da konnten wir uns jedes Mal etwas auf einem umgefallenen Baumstamm ausruhen, bis wir unsere Kräfte wieder gesammelt hatten.

Ich weiß wahrhaftig nicht, wieviel Kilometer es sein mochten. Ich weiß nur, daß es zehn Stunden des angestrengtesten Marsches waren, den ich je erlebt hatte. Meine Kniee zitterten. An einer Stelle war das Brett vermorscht und brach unter meinem Fuße, so daß ich einen jähen Sprung auf eine feste Stelle tun mußte, um nicht im Schlamme zu ertrinken.

Endlich erblickten wir auf einer Anhöhe zu unserer Rechten einige hölzerne Kruzifixe. Die Kreuze waren achtkantig, wie man sie stets bei den Altgläubigen sieht. (In Deutschland nennt man sie »russische Kreuze«.) Es war eine kleine umzäunte Wiese – wahrscheinlich der Friedhof, den der Junge erwähnt hatte.

Jetzt mußten wir, daß wir nicht mehr weit hatten.

Allmählich veränderte sich die Landschaft. Statt des Moores erschienen grüne Wiesen, wo Kühe weideten, einige Äcker, Kartoffelbeete. Die Bäume wurden größer, stattlicher, der Boden fester und trockener. Das Holzbrett hatte auf-



gehört, der Pfad war jetzt breit, man sah Spuren von Pferdehufen, Menschenschritten.

Jetzt machte der Weg eine jähe Wendung – vor uns lag ein großer tiefblauer stiller See, die Ufer üppig mit Wald bewachsen. Einige Kähne schaukelten auf dem Wasser. Am Rande des Sees standen wenige Holzhäuser. Sie waren aus quergelegten riesigen Baumstämmen gebaut, aus allen Schornsteinen stiegen Rauchfäulen. In der Mitte des Dörfchens stand ein niedriger Holzturm mit einer Glocke. Als wir uns ihm näherten, stieg eine uralte Frau mühsam die steile Treppe hinauf und zog die Glocke.

Ein zitternder langgezogener, kläglich Laut tönte über den See. Auf das Läuten der Glocke öffneten sich gleichzeitig alle Häuschen, und steinalte Frauen mit einem in dunkles Leder gebundenen Buch in der Hand zogen langsam alle in einer Richtung – in ein großes niedriges Holzgebäude hinter dem Turm.

Wir hatten unsere Müdigkeit vergessen und folgten ihnen. Es war eine Kirche. Wir traten ein. Zur rechten Seite sahen wir zwei, drei alte bärtige Männer in langen schwarzen Kaftans stehen; auf der linken Seite standen die Frauen. Sie trugen einen langen, dunklen Sarafan mit silbernen Knöpfen verziert, den Kopf bedeckte ein viereckig gebundenes schwarzes Tuch. Weiße gestickte Ärmel vollendeten die Kleidung.

Ein Rosenkranz war um die Hand jedes Betenden geschlungen. Auch etwa ein Duzend Kinder – Mädchen und Jungen verschiedenen Alters – befanden sich in der Kirche. Alle waren in gleicher Weise, wie die Erwachsenen, gekleidet.

Die Kirche war schwach beleuchtet. Goldgeschmückte dunkle Heiligenbilder bedeckten die Wände. Vor ihnen brannten Wachskerzen und Öllämpchen. Ein junges, etwa 17–18jähriges Mädchen in einem langen Sarafan, mit einem dicken blonden, beinahe bis an die Kniee reichenden Zopf, las in der Mitte der Kirche stehend mit klarer, lauter, halbsingender Stimme Psalmen aus einem in Leder gebundenen Buche auf kirchenslawisch. Das war die Vorbeterin. Weihrauchwolken stiegen empor. Alle Anwesenden sangen im Chor Gebete. Die Weifen waren eintönig, traurig, wild, durch die Nase gezogen.

Bei unferm Eintritt wandte sich niemand um. Nur beim Vorlesen des Evangeliums schritt eine alte Frau auf uns zu und sagte: »Tretet heraus, solange das Wort des Herrn vorgelesen wird – dann dürft ihr wieder kommen.«

Als wir hinausstraten, merkten wir, wie müde wir waren, und wir beschloffen, uns ein Nachtlogis zu suchen.

Aber alle Einwohner des Dorfes befanden sich ja in der Kirche – so gingen wir an das Ufer des Sees, um bis zum Ende des Gottesdienstes etwas zu rasten.

Allmählich wurde es dunkel. Die Zeit der weißen Nächte war vorüber, gegen neun Uhr abends dämmerte es schon. Es war sehr still. Man hörte das Plätschern von Fischen im See, entferntes Läuten von Kuhglocken, ein Kind weinte irgendwo.

Endlich standen wir auf.



Zuerst klopfen wir an der Tür einer winzigen Hütte, die besonders malerisch am Wasser lag.

»Tretet herein in Gottes Namen«, ertönte eine zitternde alte Stimme, und wir öffneten die Tür.

Im Zimmer herrschte Halbdunkel. Als sich unsere Augen etwas daran gewöhnt hatten, erblickten wir einen riesigen Backofen, der beinahe die Hälfte des Raumes einnahm. In der Mitte stand ein grobgezimmerter Holztisch. Eine breite weiß-gescheuerte Bank war ringsherum an der Wand angebracht. In der Ecke brannte eine Ollampe vor einem großen goldverzierten Marienbilde. Der Fußboden war mit selbstgewebten bunten Läufern bedeckt.

Zwei alte Frauen befanden sich im Zimmer, eine saß an einem surrenden Spinnrad, die zweite putzte Schellbeeren; ein ganzer Korb voll stand neben ihr. Sie drehten sich bei unserem Eintritt herum.

»Wir möchten gerne übernachten, habt Ihr Platz?« fragten wir. Die Alte am Spinnrad lächelte.

»Wir besitzen nur diesen Raum und einen Hühnerstall. Aber bei den Nachbarn da ist Platz. Geht nur getrost hin. Da könnt ihr sicher bleiben.«

Wir bedankten uns und gingen zu den Nachbarn. Das Haus war groß, die Fensterläden waren geschnitzt und bunt bemalt. Eine Kuh brüllte im Stall. Kinderlachen tönte uns entgegen. Wir klopfen an und traten ein.

Im Zimmer war es ähnlich eingerichtet wie bei den Alten, nur war der Raum größer. Eine große Familie saß bei Tisch. Die Frauen waren wie in der Kirche gekleidet, ein kleines barfüßiges, etwa fünfjähriges Mädchen in einem mit silbernen Knöpfen verzierten Sarafan stellte eine Schale mit Blaubeeren auf den Tisch. Eine dampfende Fischsuppe und eine Pfanne mit gebratenen Pilzen dufteten appetitlich.

»Grüß Gott«, sagte freundlich eine ältere Frau, die einen kleinen Jungen auf dem Schoß hatte, wahrscheinlich die Mutter der vielen Kinder, – »setzt euch nieder, mit uns Abendbrot zu essen. Mascha, bring Teller.«

Ein junges hübsches Mädchen brachte reines Geschirr. Sie sah mich lächelnd an und ich erkannte die Vorbeterin aus der Kirche. Ich merkte, daß man uns besondere Teller, Tassen und Löffel gegeben hatte. (Die Altgläubigen essen niemals von demselben Geschirr mit Leuten anderer Konfession.) Wir baten, übernachten zu dürfen, und die freundliche Frau befahl der Mascha, uns ein Lager auf dem Heuboden zu bereiten.

Nach dem Abendessen, als der Tisch abgeräumt wurde, sah ich mich etwas im Zimmer um.

Unter den Heiligenbildern lagen auf einem kleinen Tische einige Bücher. »Ja, wir haben gute Bücher«, meinte die Frau, als sie meinen Blick bemerkte. »Wir haben mehr als in den andern Häusern.«

Wir besehen sie genau. Einige waren in kirchenslawisch, zwei gedruckt, eins – handgeschrieben, in dickes Leder gebunden und mit Silberverchlüssen verziert. Da waren die Bibel, einige von den Kirchenvätern, Werke von frommen



Altgläubigen, wie: »Warum der Altgläubige mit zwei Fingern das Zeichen des Kreuzes schlagen muß«, »Das Buch zum Lenken des Lebens« und noch andere von derselben Art. Ganz zuletzt fand ich eine populäre Beschreibung mit bunten Bildern der »feierlichen heiligen Krönung des Zaren Nikolaus II.« – das war das einzige weltliche Buch!

»Belästigen euch die Bolschewiken?« fragte ich die Frau.

Diese lachte. »Sie wissen gar nichts über uns. Wir hören auch nie etwas von ihnen. Du siehst ja selber, wie schwer wir zu erreichen sind. Keine Bolschewiken sind bei uns gewesen. Von hier aus kann man tagelang durch Wälder und Moore wandern, ohne einen Menschen zu treffen, ohne eine menschliche Be-  
haufung zu berühren – bis an das Eismeer. Viele weiße Offiziere sind auf diese Weise vor den Bolschewiken geflohen, aber wenige kannten die Wege – weiß Gott, wie viele das Meer erreicht haben!«

»Was macht ihr aber, wenn jemand krank wird? Woher kommt ein Arzt, oder wie erreicht ihr einen?«

»Wir sind niemals krank«, entgegnete die Frau überzeugt, – »wenn die Zeit kommt, sterben wir, aber Krankheiten kennen wir nicht. Vor ein paar Jahren – es war wohl das zweite Jahr nach meiner Rückkehr; ich hatte nämlich geheiratet und war »verwelkt« – nach dem Tode meines Mannes kehrte ich mit meinen Kindern zu den »Ehelosen« zurück – da hat ein Mädel sich vor einem schwarzen Hammel erschreckt. Da brannte sie in Fieberglut, redete irre, erkannte keinen, nur klagte sie immerfort über Halschmerzen, und vom Schrecken erschienen rote Flecken auf dem ganzen Körper. Dann wurden viele andere Kinder gleicherweise krank – wahrscheinlich auch vor Schrecken vor dem schwarzen Hammel. Viele starben. Wir haben dann auch den Hammel geschlachtet. Aber Krankheiten kennen wir nicht.«

Sicher war es Scharlach gewesen! dachte ich.

»Wovon lebt ihr hier? Wie macht ihr es mit dem Mehl, Zucker, Kleiderstoff, Schuhen? Man kann wahrhaftig keine Lasten über jenes schmale Brett tragen.«

»Einmal im Jahre kommen fromme Christen, die an dem alten Glauben hängen. Im Winter ist der Schlittenweg über die Moore nicht gefährlich, und die Wohltäter bringen uns dann Mehl und Zucker, was wir gerade brauchen. Unsere Kleiderstoffe weben wir selbst, haben ja genug Schafe, auch Flachsfelder.

Im Winter ist Fest bei uns. Bei uns wohnt nämlich der hl. Nikolaus, der hat am 6. Dezember sein Fest<sup>1</sup>. Zu diesem Tage kommen dann die frommen Christen mit ihren Gaben. Sonst haben wir aus dem Walde Pilze, Schellbeeren, Blaubeeren, Himbeeren, Preiselbeeren – wir kochen sie ein, braten sie, auch trocknen und salzen wir sie für den Winter.

Im Dorfe haben wir ein paar Kühe – also genügend Milch, auch ein paar Hühner, die Eier legen. Im See gibt es Fische. Wir haben genug, nur mit dem Mehl und Brot reicht es manchmal nicht aus.

<sup>1</sup> Man sagt oft im Volk statt »die Kirche ist dem hl. Nikolaus geweiht«: »bei uns wohnt der hl. Nikolaus«.



Du hättest zum Fest des hl. Nikolaus kommen sollen – da sieht es schön bei uns aus! Die Kirche strahlt im Glanze der Lichter, wir tragen unsere Festkleider – die sind noch von den Großmüttern – aus Brokat. Willst du sie sehen?»

Auf einen Wink der Mutter holte Mascha aus einer großen, metallbeschlagenen, buntbemalten Holztruhe ihren eigenen Sarafan und den ihrer Mutter heraus. Sie waren beide prachtvoll aus steifem, schwerem Brokat mit golddurchwirktem Blumenmuster. Der eine war scharlachrot, der andere hell-lila. Am Saume hingen winzige Silberglöckchen; vorne schmückten neun große kunstvoll gearbeitete Silberknöpfe das Kleid.

»Willst du ihn anziehen?« schlug mir Mascha vor. Ich zog ihn über mein schäbiges, schlecht genähtes baumwollenes Kleid. Mit einem Nu war ich wie verwandelt. Der reiche Brokat lag schwer auf den Schultern, man konnte sich nur langsam in der steifen Pracht bewegen. Bei jedem Schritt klangen die Silberglöcklein am Saume. Mascha hatte mir ein großes weiß-seidenes Tuch viereckig um den Kopf gebunden – ich sah ganz anders aus! Stolz, stattlich, sicher, und nicht wie eine verängstigte, gehetzte Sowjet-Bürgerin.

»Die neun Knöpfe an dem Sarafan«, erklärte mir Mascha, »bedeuten die neun Engelsstufen. Die aus drei schmalen Bändchen geflochtenen Schulterträger erinnern an die Heilige Dreieinigkeit, das viereckig gebundene Tuch – an die vier Evangelisten usw.«

Ich fühlte mich wie verzaubert. In unserem Zeitalter des Kommunismus, der Demokratie, Frauenrechte, Gottlosigkeit, chemischer Erfindungen, des Luftverkehrs, der Elektrifizierung aller Betriebe – waren diese Leute am fernen blauen See beschäftigt mit der Bedeutung der Anzahl von Knöpfen an einem Gewande.

Noch spät saßen wir und unterhielten uns mit Mascha und ihrer Mutter.

»Kommt zum hl. Nikolaus wieder uns besuchen«, sprachen sie freundlich beim Abschied. »Wir danken euch, daß ihr unsere Armut nicht verschmähst habt.«

Sie nahmen keinen Groschen Geld von uns. Noch einmal besuchten wir am nächsten Morgen die Kirche, wo die ganze Bevölkerung des Dörfchens sich zum Gebet versammelt hatte. Mascha las wie am Tage zuvor in der Mitte der Kirche.

Dann gingen wir. Zuerst am Friedhof vorbei; und nachher erblickten wir von einer Anhöhe zum letzten Mal die heilige Einsiedelei am Ufer des Pert-Osero.

Vor uns lag wieder das schmale, verschimmelte Brett und streckten sich die trügerischen tiefen Moore....

Wir kehrten aus dem verzauberten Walde in die graue Sowjet-Wirklichkeit zurück.